

Meike Fabian und Bernadette Grawe

Nonverbales in der Supervision

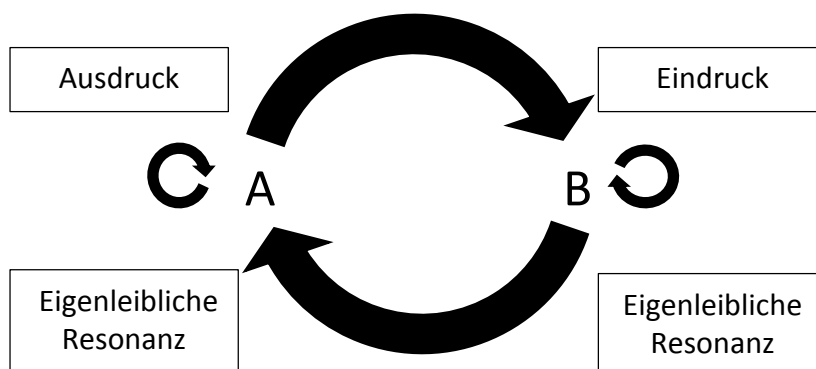
Skizze zum Thema der Gruppe im Rahmen der
 FIS-Supervisionstage 2014 „Resonanzen“ 2./3.5.2014 in Münster¹

Das Phänomen

Unsere Kommunikation ist ein einzigartiger Informationsübermittlungsvorgang. Dabei haben wir verschiedene Modi der Übermittlung zur Verfügung. Der explizite Modus ist verbal, kognitiv strukturiert, er ist uns bewusst und arbeitet eher analytisch und symbolisch, d.h. durch sprachliche Zeichen vermittelt. Daneben existiert gleichzeitig und mit ihm eng verschränkt ein impliziter Modus, mit dem wir Informationen übermitteln und kommunizieren. Dieser implizite Modus ist nonverbal, eher emotional, uns meistens unbewusst, oft intuitiv und von der Form eher bild- und gestalthaft.

Psychische und emotionale Vorgänge werden fast mehr durch unsere Körper und Motorik als durch unseren verbalen Ausdruck erfasst und zeigen sich meistens in Mimik, Gestik, Haltung oder Bewegung. Auch die Form unseres Sprechens – die Stimme, ihre Färbung, die Betonung der Worte und ihr Redefluss – gehört zum nonverbalen Ausdruck.

Dieser Ausdruck führt in der Interaktion zu einem Eindruck beim anderen Menschen, der diese nonverbalen Signale empfängt, verarbeitet und darauf reagiert. Durch diese wechselseitigen Reaktionen entsteht so etwas wie „Zwischenleiblichkeit“ – man kann das auch als die Atmosphäre zwischen zwei Menschen bezeichnen. Unser Leib wird damit nicht nur zum Sender, sondern auch zum Resonanzkörper der Gefühle.



Quelle: Thomas Fuchs (2014)

¹ Das vorliegende Thesenpapier stützt sich auf die unten angegebene Literatur. Nicht immer sind Zitate genau ausgewiesen, manches wurde zusammengefasst und aus Zeitgründen nicht im Einzelnen quellenmäßig belegt.

Entwicklungspsychologische Aspekte

Wir können davon ausgehen, dass die nonverbale Kommunikation aller sprachlichen Verständigung vorausgeht. Die Säuglingsforschung (Stern 1979) und schließlich in den letzten Jahren auch die Bindungsforschung haben uns eindrücklich vermittelt, dass und wie sich Mutter und Kind in der präverbalen Phase verständigen. Babys sind schon von Geburt an in der Lage, die Mimik der Mutter wahrzunehmen und diese Mimik in ihre Körperempfindung zu übersetzen. Die Fähigkeit, den Ausdruck primärer Affekte zu erkennen ist also angeboren, aber erst in einem interaktiven Kontext kann das eigene Erleben und das des Anderen eingeordnet werden. Die Bedeutung der frühen Interaktion ist basal und kann also gar nicht unterschätzt werden für den Aufbau der nonverbalen Kommunikation.

Es kommt in diesem Zusammenhang zu einer Verinnerlichung interaktiver Erfahrungen und deren Muster in entsprechenden Schemata / Repräsentanzen und zum Aufbau eines prozeduralen und impliziten Gedächtnisses, aus dem wir unser implizites Beziehungswissen (Stern 1998) beziehen. Darunter versteht man ein präverbales, nicht symbolisch (d.h. sprachlich) geformtes Wissen darüber, wie man mit anderen Menschen umgeht.

Ohne hier ausführlich auf die Bindungsforschung einzugehen, sei doch kurz auf wesentliche Erkenntnisse hingewiesen: Ist die Interaktion zwischen Mutter und Kind feinfühlig und lebendig gewesen, so kann man davon ausgehen, dass das Kind auch später ängstigende Situationen leicht überstehen wird. Bleibt die für das Baby notwendige nonverbale und feinfühlig Resonanz aus, so kann das Kind seinen Körper nicht ausreichend als Resonanzkörper erleben und entsprechende sichernde Schemata aufbauen – so entstehen Bindungsschwächen und Probleme in der Beziehungsgestaltung.

Therapieforschung

„In einer Studie von Heller et al. (1997) wurden 59 Patienten innerhalb von drei Tagen nach einem Suizidversuch von einer Psychiaterin exploriert. Die Fragestellung war, ob die non-verbale, weitgehend unbewusste Kommunikation während des videographierten Interviews eine prädiktive Bedeutung für einen erneuten Suizidversuch haben könnte. Zum Vergleich schätzte die Psychiaterin unmittelbar nach dem Interview aufgrund ihrer bewussten Wahrnehmung ein, wie hoch sie das Risiko eines künftigen Suizidversuchs bewertete. Bei einer Katamnese nach einem Jahr hatten 10 Patienten einen zweiten, nicht-tödlichen Suizidversuch unternommen. Diese wurden nun mit 11 Patienten ohne weiteren Suizidversuch verglichen. Es zeigte sich, dass in der Tat 265 Körpersignale signifikant mit der Suizidversuchs-Variable korreliert waren, wobei 200 dieser Signale von der Psychiaterin selbst produziert worden waren. Während ihre bewusste Voraussage nach dem Interview nur auf dem Zufallsniveau lag, hatten ihre unbewussten körperlichen Signale eindeutigen prädiktiven Wert. So konnte die Dauer ihres besorgten Gesichtsausdrucks (Stirnrunzeln) 17 der insgesamt 21 Patienten, also 81% richtig prädizieren; das gleiche Resultat ergab sich, wenn die gesamte mimische und motorische Aktivität der Psychiaterin als Zeichen für ihre emotionale Involviertheit herangezogen wurde. Pointiert lässt sich die Schlussfolgerung formulieren: Der Körper der

Psychiaterin wusste besser, wie gefährdet ein Patient tatsächlich war als sie selbst.“ (Thomas Fuchs 2014, S.11f.)

Sozialtheoretische Bezugsrahmen

Zur nonverbalen Kommunikation gibt es inzwischen eine fast unübersehbare auch sozialtheoretische Literatur und dabei sehr unterschiedlich ansetzende begriffliche Bezugsrahmen. Hier sollen nur zwei vorgestellt werden.

Zum einen versteht man unter nonverbaler Kommunikation ein sprachähnliches Regelsystem: Alles wahrnehmbare Verhalten von Menschen ist kommunikativ, es ist kulturell erworben, die Regeln, nach denen es funktioniert existieren unabhängig vom Menschen (Strukturtheoretischer Zugang).

Ein zweiter Bezugsrahmen fokussiert die Interaktion und geht davon aus, dass situationsbezogene Regeln auf der Grundlage einer subjektiven Definition entstehen: Menschen handeln anderen Menschen gegenüber mit Hilfe der Bedeutungen, die diese für sie haben. Nonverbale Gesten werden als „signifikante“ Symbole im gesellschaftlichen und gruppalen Kontext gegenseitig interpretiert (Symbolischer Interaktionismus).

Nonverbales in Gruppen

Blicken wir auf die nonverbalen Resonanzen in Gruppen, so sind die Positionen von S. Foulkes, dem Begründer der Gruppenanalyse hilfreich. Für ihn war Psychodynamik nichts, was sich nur in einem einzelnen Menschen abspielt, sondern ganz ursprünglich ein Gruppenphänomen. „Es besteht ein wechselseitiger Einfluss zwischen dem, was in der Gruppe und dem, was in den einzelnen Mitgliedern vor sich geht...“ (Foulkes, 1974, S. 29) Gruppen bilden eine Matrix aus, ein Gewebe von Kommunikation und Beziehung, das auf verschiedenen Ebenen miteinander kommuniziert. Schon Foulkes benutzte den Begriff der Resonanz für die zwischenmenschlichen Reaktionen und entnahm ihn der Musik. „Es ist, als ob durch das Anschlagen einer Saite oder eines ganz bestimmten Tones eine spezifische Resonanz im aufnehmenden Individuum, dem Rezipienten, ausgelöst würde...“ (a.a.O. S. 31). Um das, was zwischen Menschen in Gruppen geschieht, verstehen und einordnen zu können, ist die Analyse der Matrix einer Gruppe hilfreich. Die nonverbalen Phänomene in Gruppen lassen sich beobachten und untersuchen (siehe Überblick im Anhang). Reflexions- und Feedback-Prozesse sind für dieses Verstehen unerlässlich.

Hinter den Kulissen der Organisation...

Während das Nonverbale in der direkten Kommunikation sichtbar wird und ggf. wichtige Informationen enthält, die sich dadurch implizit in den Blick rücken und vielleicht zu entschlüsseln wären, spielen sich – bedeutsam für die Supervision – hinter den Kulissen von

Organisationen oftmals wichtige Prozesse ab, die schon Goffman in seiner Untersuchung von Asylen als „Unterleben“ beschrieb: das Unausgesprochene, die Geheimnisse, die Tabus, verdeckte Normen werden nicht selten im formellen Leben maskiert oder kreativ umgangen, ihr Auftauchen peinlich genau verhindert.

Wie aber soll man auf etwas aufmerksam werden, was sich gerade nicht zeigt? Solange es vielleicht als „Lücke“, als „Leerstelle“ erscheint, mag uns noch ein Widerspruch auffallen oder etwas unverständlich sein – wird es aber maskiert, verschleiert oder verdreht und verdrängt, so ist es schwer, ihm auf die Spur zu kommen. Dem Nonverbalen in Organisationen, den verschiedenen Inszenierungen und dem gruppalen Agieren nachzugehen eröffnet nochmal ein neues Feld, das hier nur angedeutet werden kann.

Selbstdarstellung, Selbstinszenierung und Performance von Interessen zeigen sich in Organisationen noch einmal anders als in der direkten Interaktion. Rolle und Person gehen hier Gemengelagen ein, Wirklichkeit und Fiktion durchmischen sich hier und es entsteht die Frage: Was ist authentisch? Welche Gesten sind einstudiert und /oder trainiert? Was ist rollenadäquat, was Maske?

Konsequenzen für die Supervision – einige Thesen

1. Unsere verbale Kommunikation wird immer durch eine „nonverbale“ begleitet, unterstützt, verstärkt oder vielleicht auch maskiert. Je besser wir als Supervisor/innen die nonverbalen Resonanzen unserer Supervisand/innen wahrnehmen und entschlüsseln können, umso mehr Informationen haben wir für diagnostische Prozesse zur Verfügung.

2. Bei der Analyse von nonverbalen Signalen ist Vorsicht geboten. Da sie ausgesprochen deutbar sind, erscheint es ratsam, abzuwarten und eine sich aufdrängende Interpretation zunächst noch offenzuhalten – es empfiehlt sich die freischwebende Aufmerksamkeit. Erst bei mehrmaligem Auftreten kann – unter Hinzuziehung des Kontextes – eine Erklärung wahrscheinlich werden.

3. In der Entwicklung der Beziehung und des Arbeitsbündnisses zwischen Supervisor/in und Supervisand/in werden implizite Beziehungsmuster nonverbal sichtbar. Die Art und Weise der nonverbalen Beziehungsaufnahme und -gestaltung unserer Supervisand/innen kann Rückschlüsse darauf zulassen, welche Muster jemand gelernt hat und auch in anderen Situationen anwendet.

4. Übertragung und Gegenübertragung sind ein typisches Resonanzgeschehen – sie lassen sich nur interaktionell begreifen, sie werden körperlich empfunden und in nonverbalen Signalen ausgedrückt. Ebenso ist szenisches Verstehen (Lorenzer 1970) genau die Entschlüsselung nonverbalen Ausdrucks.

5. Unser nonverbales Verhalten ist uns nicht bewusst und liegt in einer Art „Blindem Fleck“, es ist von „Abwehrgräben“ umzogen und scheut die Öffentlichkeit. Menschen reagieren nicht selten irritiert, vielleicht beschämt oder verärgert darauf, wenn es angesprochen wird. Nonverbales Verhalten zu thematisieren, setzt darum in der Supervision eine tragfähige Arbeitsbeziehung voraus.

6. Unsere implizite und nonverbale Kommunikation ist in hohem Maße kulturell überformt. Damit erscheint uns nicht selten ein Verhalten „fremd“, weil es in einem anderen Kulturkreis oder Milieu codiert wurde. Das Erleben der Fremdheit aber macht es auch erst wahrnehmbar und wir können es ggf. thematisieren.

7. Da die nonverbalen Signale nicht nur den Supervisanden weitgehend unbewusst sind (blinde Flecke), sondern auch uns selbst, muss man davon ausgehen, dass eine fundierte Kenntnis unserer eigenen körperlichen Reaktionen und Resonanzen als Supervisor/in hohe Bedeutung für die Supervision haben.

Literaturhinweise

Christian-Widmaier, P. (1995): Nonverbale Kommunikation, Frankfurt u.a.

Fuchs, T. (2014): Nonverbale Kommunikation: Phänomenologische, entwicklungspsychologische und therapeutische Aspekte, herunterzuladen unter https://www.klinikum.uni-heidelberg.de/fileadmin/zpm/psychatrie/pdf/non_verbal.pdf (Abruf 14.4.2014)

Hermer, M./Klinzing, H.G. (Hg) (2004): Nonverbale Prozesse in der Psychotherapie, Tübingen.

Stern, D. (1998): Die Lebenserfahrungen des Säuglings, Stuttgart.

Foulkes, S.H. (1974): Gruppenanalytische Psychotherapie, Stuttgart.